

unter der Oberfläche bleiben, nie wirklich bekannt werden. Über zwanzig Jahre, und dann noch zwanzig Jahre alleine. Zeit, einen Schlusstrich zu ziehen. Sie hatte seine Todesanzeige eher zufällig gesehen und war wütend geworden, traurig erst viel später. Leer war sie immer noch nicht.

Zwei Wochen hatte sie damit verbracht, die Konzeption eines Frauenprojektes mitzugestalten. Es hatte ihr gefallen, die Verantwortliche der Stiftung vor Ort in Johannesburg war eine junge Frau gewesen. Sie arbeitet als einzige Frau im Team und hatte natürlich die Frauenprojekte zugewiesen bekommen, weil die niemand wirklich machen wollte. Aber die junge Frau war entschlossener als manche ihrer Kollegen, und sie hatte den Status der erfahrenen älteren Beraterin geschickt genutzt und eingesetzt.

Jemand hatte ihr nachgegossen, der Sekt war kühler und schmeckte besser. Sie roch einen frischen, zurückhaltenden Duft, der hinter einer Stewardess herwehte. Also war nicht alles in der Business Class grob und direkt. Sie sah aus dem kleinen festen Fenster hinaus in die zunehmende Dunkelheit. Von der blutroten Sonne war nichts mehr übrig. Die ersten Abende war sie jedes Mal überrascht gewesen, wie schnell die Sonne hier versank. Ein Sonnenuntergang in ekstatisch weiten Farben, das Schauspiel in zehn Minuten vorbei.

Sie war müde, ihre Gedanken schienen sich in den vorbeiziehenden dunklen Wolken aufzulösen, wurden nach unten gedrückt. Seit zwanzig Jahren war sie allein und nie frei gewesen. Hatte keine Karriere mehr gemacht, sondern war zu früh in Rente gegangen. Hatte sich ein passables kleines Leben eingerichtet und versucht, ihre Zeit zu leben. Eine Parodie kosmopolitischer Existenz, verarmter Bildungsdünkel. Und immer diese Hoffnung, die sich in Erinnerung erschöpfte. Das Warten, ob er nicht wiederkäme. Die andauernde fassungslose Ungläubigkeit, ersetzbar zu sein.

Phasen der Wut, was sie hatte mit sich machen lassen. Die Einsicht, dass sie etwas hätte ändern müssen. Zuviel Alkohol, Depressionen, abgebrochene Therapien. Sie hasste Therapeuten, die sie dazu bringen wollten, ihre sicheren Erinnerungen zu verlassen.

Er war zu seiner Frau zurückgegangen. Diese Frau, die er nie geliebt, aber geheiratet hatte. Eine psychisch labile Suchtkranke, die ihn brauchte, damit er sie, ihr Vermögen und ihre Unternehmen managte. Eine kranke Kindfrau, die ihm aber das adlige angeblich standesgemäße Leben ermöglichte, dass er aus eigener Kraft nicht mehr hätte führen können, nicht nach dem Bankrott seiner Familie. Inzwischen dachte sie oft, dass ihm das reiche Leben wichtiger als alles andere gewesen war, wichtiger als sie.

An ihren Einsatzorten hatten sie und er gemeinsam das Leben geführt, an das er gewöhnt war. Als Leiterin der Stiftungsbüros in verschiedenen Ländern hatte sie dort einen diplomatischen Status gehabt. Im Dunstkreis der Politik, in manchen Ländern wie in Südafrika zu interessanten Zeiten, mit guten Kontakten. Die Illusion, Teil von wichtigen Entwicklungen zu sein, Geschichte mit zu schreiben. Häuser und Wohnungen mit Personal und Sicherheitssystemen, Büros an den besten Adressen. Internationale Gäste, Empfänge und Konferenzen in allen Landesteilen. Sie hatte nur fast vergessen, dass es nur eine Beziehung war, die nicht offiziell werden durfte. Aneinanderliegende Hotelzimmer, verlängerte Aufenthalte an Konferenzorten. Wenn sie als Paar in diesem Kontext gesehen

wurden, war das nicht problematisch, es war leicht als eine der typischen Konferenzaffären einzustufen, nichts Ernsthaftes eben. Und sie war nicht verheiratet, ihn kannte kaum jemand näher. Die Kindfrau hätte es nicht ertragen, von einer Affäre oder Beziehung zu erfahren. Ihre instabile Psyche machte es notwendig, dass nie etwas bekannt werden durfte. Da kamen die Treffen im Ausland gerade recht.

Die junge Kollegin hatte sie gemocht und etwas beneidet, da sie unbeschwert an Projekte heranging und dachte, sie könne Dinge steuern. Ihre Haut war genauso unverbraucht und frisch gewesen wie ihre Gedanken, von ihr war keine Bitterkeit ausgegangen, nur Energie und der Wille, etwas zu verändern. Sie hatte der Älteren zugehört und war offen für Vorschläge gewesen. Und die Jüngere hatte sich für das Projekt engagiert, und das so weitgehend, dass sie mehrfach darauf hingewiesen hatte, dass in dieser Art von Arbeit Status und Einfluss ähnlich wichtig waren wie die Inhalte von Projekten. Ohne einen gewissen Grad an Selbstinszenierung kam man in diesem Geschäft nicht voran, das wusste sie aus eigener Erfahrung.

Während der beiden Wochen ihrer Beratungszeit hatten sie mehrfach gemeinsam abends bei der Jüngeren zu Hause gearbeitet. Insgesamt waren einige wirkliche Maßnahmen entwickelt worden, und die wichtigsten Zusagen der eigenen Stiftung und der Partnerorganisationen waren gültig. Darauf hatte sie selbst konsequent gedrängt, sie wusste, wie schnell große Gebäude fantastisch klingender Projekte entstanden, von denen in der Umsetzung praktisch nichts übrigblieb.

Sie hatte ihn geliebt und sich immer gesagt, dass er sich seiner Frau gegenüber verantwortungsvoll verhielt. Sie war verletzt gewesen, als er zwei Töchter mit seiner Frau hatte, aber er hatte erklärt, dass das dazugehöre, es war Teil des Deals mit seiner Frau. Seine Töchter hatte sie nur auf Photos gesehen, es waren lebendige, hübsche Mädchen gewesen. Einmal hatte sie ihn mit seiner Frau auf einem Empfang getroffen, sie war wie gelähmt gewesen. Die andere Frau hatte sich an ihm festgehalten, eine zierliche, sich langsam und leidend bewegende Frau, die es für selbstverständlich nahm, dass alle auf sie Rücksicht nahmen. Und die andere hatte ihn angesehen, als wäre er ihr einziger Haltepunkt. Als er sich beobachtet gefühlt hatte und sie über die Menschenmenge hinweg sah, waren seine Kinnmuskeln versteinert, und sie war schlagartig aus der eisigen Lähmung aufgeschreckt und sofort gegangen. Er hatte sich erst Monate später wieder gemeldet und ihr erklärt, dass es ein solches Treffen nie mehr geben dürfe.

Ein halbes Jahr später war er zu ihr nach Südafrika geflogen, um sich zu verabschieden. Sie wusste, es war wegen dieser dummen Begegnung mit seiner Frau gewesen, die völlig zufällig passiert war. Er sprach davon, dass sie ein Recht habe, ihr Leben anders zu leben und sie fand ihn feige. Als Abschiedsgeschenk hatte er ihr die Schachtel gegeben und verlangt, dass sie sie erst nach seinem Gehen öffne. Sobald sein Wagen abgefahren war, waren die Tränen gekommen, gleichzeitig eine große Wut auf ihn und sich selbst, sie hätte am liebsten alles um sich herum zerstört. Dann hatte sie die Schachtel aufgerissen und das erste Mal die hüftlange Perlenkette mit dem strahlenden Verschluss, einem Kranz aus blitzendem Weiß und Blau – Diamanten und Saphire - in die Hand genommen. Das klassische konservative Abschiedsgeschenk eines Gentlemans an eine Geliebte, nichts Persönliches. Eine Bezahlung

für zwanzig Jahre. Wahrscheinlich kam er sich noch nobel und großzügig vor. Sie hatte die nächsten zwanzig Jahre noch bezahlt.

Auf ihr Winken wurde ihr Glas wieder aufgefüllt, die hatte vor Beginn des Fluges bereits Bescheid gesagt, dass die Drinks auf ihre Kreditkarte gingen. Trotz Business Class waren Getränke nicht mehr frei. Sie sah teilnahmslos auf ihre Hand, die das volle Glas, in dem der Sekt zu stark perlte, entgegennahm. Halbwegs gepflegte Haut, kurze Nägel, die sie inzwischen zu selten maniküren ließ. Falten und dicke Adern hoben sich in der leicht sonnengebräunten Haut ab, eine alte Hand, kein Ring. Die Hand zitterte nicht, obwohl sie bereits zu viel getrunken hatte, sie hatte Übung.

Es war ein Prestigeobjekt für die Stiftung, dass in Südafrika ein solides Frauenprojekt entstand. In Deutschland konnte sich keine Stiftung mehr ohne so etwas präsentieren. Daher war sie als erfahrene Ex-Mitarbeiterin gefragt worden, man hatte weder der jungen Kollegin die Durchsetzungsstärke noch dem männlichen Leiter vor Ort die Entschlusskraft zu einem vernünftigen Frauenprojekt zugetraut. Und die Partner vor Ort konnten gerade in Südafrika mit einer senioren Führung, selbst durch eine Frau, besser umgehen als mit einer engagierten unerfahrenen jungen Europäerin und einem zögerlichen Vorgesetzten.

Die Perlenkette hatte sie nie getragen. Aber sie hatte sie wieder und wieder angesehen, in den Händen gespürt und in den verrücktesten Augenblicken daran gedacht. Wegen der Perlenkette war sie nie länger in eine Therapie gegangen, obwohl ihre wenigen Freunde ihr das immer empfohlen hatten. Aber sie wollte sich nicht sagen lassen, dass sie diese Perlen aus ihrem Leben verbannen sollte, loslassen musste. Sie wollte und konnte über ihre Perlen nicht sprechen. Sobald sie jemanden kennenlernte, schienen die Perlen in den dunkelsten Ecken ihres Bewusstseins aufzuleuchten, sie hatte manchmal das Bedürfnis gehabt, die Perlen zu einem ersten Date zu tragen.

Die überraschende Anfrage, ob sie für neues Frauenprojekt in Südafrika für die Stiftung als Beraterin tätig sein könne, um einer vielversprechenden jungen Mitarbeiterin zu helfen, hatte sie spontan bejaht. So waren die Perlen wie immer mit ihr gereist.

Die Situation der jungen Frau, die so unerfahren und stürmisch war, so überzeugt davon, dass sie Dinge gestalten konnte, hatte sie selbst daran erinnert, dass auch in ihrem Leben einmal alles so ausgesehen hatte. Bis sie ihn kennengelernt hatte. Und dann hatte sie jedes Mal, wenn sie die junge Frau traf, gespürt, wie sie bitterer, härter und entschlossener wurde. Weder hatte er das Recht gehabt, sie so in der Schwebe zu halte, noch hatte sie sich selbst gegenüber das Recht, ihr eigenes Leben so zu ignorieren. Sie wurde immer wütender über diesen Zustand, der einem Limbus glich, in dem sie gelähmt verharnt hatte und verharnte. Plötzlich wusste sie, dass sie die Perlen loswerden würde. Aber sie sollten niemanden belasten, auch wenn sie nicht abergläubisch war. Daher konnte sie sie der jungen Frau nicht geben. Bei einem Abendessen im Haus der jungen Frau, in dem sie zusammen in den zwei Wochen ihres Aufenthalts in Südafrika oft abends gearbeitet hatten, hatte eine schwarze Hausangestellte mittleren Alters gekocht und bedient. Ihr war sofort klar, dass sie dieser Frau die Kette geben wollte. Die Schwarze wusste nichts über die Vorgeschichte und den Wert der Perlen, und er wäre entsetzt, wenn eine Frau niederen Standes und dann noch eine Schwarze seine Perlen bekäme. Ein bisschen Rache wollte sie sich leisten.

Die Nacht ballte sich draußen, aber die Wolken waren in einem fahlen Ton sichtbar. Sie leerte das nächste Glas, ihr Mund klebte und der Sekt schmeckte mit einem Mal schal und flach.

II

Der gestärkte Kissenbezug fühlte sich kühl und glatt an, sie konnte die Nähte spüren. Viele Nächte hatte sie damit verbracht, sich abzulenken, indem sie die Textur der Bettwäsche gespürt hatte, mit ihrer Haut ertastet hatte. Ihr Magen hatte sich zusammengezogen, ihr war übel gewesen und sie hatte das Gefühl gehabt, nasse Watte zu schlucken. Endlich konnte sie wieder schlafen. Die einfache Schachtel war sicher eingeschlossen im Safe, sie hatte sie noch vor dem Schlafengehen wie jeden Abend herausgeholt. Am liebsten hätte sie die Glätte und die Kühle, die sich an der Haut so allmählich erwärmte, neben sich gehabt. Aber in ihrer Vorstellung war nur der Safe ein sicherer Ort. In diesem Land gingen dauernd Dinge in weißen Haushalten verloren, verschwanden einfach. Und als Vertreterin einer Stiftung, die für eine positive Entwicklung arbeitete, konnte sie keinesfalls schwarze Mitarbeiter oder Angestellte beschuldigen. Daher verschwanden die Dinge ungesagt und ungesucht. Es schien eine Art Wiedergutmachung im Verborgenen für den Rassismus der Apartheid. Das akzeptierte man eben, das hatten ihr andere aus der Community der internationalen Helfer und Politiker direkt am Anfang erzählt. Man bewahrte wirklich Wichtiges einfach nicht zu Hause auf. Lebte im Alltag lieber ohne solche Dinge und machte besondere Pläne für die Nutzung, eine paradoxe Situation. So war es völlig normal, dass die reichen weißen Frauen für einen Anlass den Schmuck nicht nur aus dem eigenen Safe zu Hause nahmen, sondern vor dem Ereignis bei der Bank vorbeifuhren und den Schmuck anlegten.

Die alte Dame war vielschichtig gewesen. Sie war konsequent und stark und hatte ihr geholfen, auch wenn ihr Gesicht in stillen Momenten verbittert gewirkt hatte, ihre Haltung müde. Das abgesteckte Frauenprojekt hatte eine Größenordnung, an die sie sich selbst nicht herangetraut hätte, und sie hätte etwas derartiges nicht durchsetzen können. Nicht bei ihren männlichen Kollegen, die sich der einheimischen Machokultur anscheinend schnell angeschlossen hatten. Wobei sie nicht daran glaubte, dass in Deutschland die Männer wirklich an partnerschaftlichen und egalitären Beziehungen zu Frauen interessiert waren.

Zuerst hatte sie tagelang vor Unruhe nicht schlafen können, jetzt konnte sie es wegen ihres schlechten Gewissens nicht – dabei musste sie keines haben. Sie hatte einen Wertgegenstand, von dem sie sonst nur träumen konnte, bekommen und das war etwas ganz Besonderes. Normale Beurteilungskriterien versagten da. Die Kette in der kürzeren Länge sah viel besser aus und war viel praktischer als eine lange, mit der man an allem hängenblieb. Außerdem wusste ihre Hausangestellte gar nicht, dass die Kette länger gewesen war. Sie wünschte, sie hätte die Kette nie gesehen.

Sie drehte sich um und suchte eine andere Stelle der Bettlaken, die ihr plötzlich zu warm waren. Außerdem waren Falten im Laken, sie hatte das Gefühl, nicht glatt liegen zu können. Vage kam ihr der Gedanke, dass die Hausangestellte das Bett nicht sorgfältig gemacht habe. Und sie hatte in der ersten Zeit in Johannesburg darauf bestanden, dass sie ihr Bett selbst machte und sie hatte das Bügeln ihrer Unterwäsche abgelehnt. Inzwischen hatte sie sich der anderen Kultur erstaunlich angepasst und es ließ sich nicht leugnen: Sie war weiß und sie war Europäerin.

Sie war knapp ein Jahr in diesem Johannesburger Büro der Stiftung in Südafrika, und ihre Kollegen und ihr Vorgesetzter hatten nichts gegen sie, solange sie nichts Wichtiges übernehmen wollte. Daher auch die Idee des Frauenprojekts, das an sie delegiert wurde. Sie sollte damit beschäftigt sein und ruhiggestellt werden, denn diese Themen mochten die Herren nicht wirklich. Die alte Dame hatte sich in dieser Lage als Glücksfall erwiesen. Zuerst war sie skeptisch gewesen, ob eine ältere Frau ein ehrliches Interesse hätte, Dinge in Gang zu bringen. Aber damit hatte sie völlig falsch gelegen, denn die alte Dame hatte ab dem ersten Tag zielorientiert gearbeitet, und das, obwohl sie offensichtlich die Umstellung im Klima und das andere Essen nicht vertragen hatte und krank gewesen war. Es war würdevoll gewesen, wie sie am zweiten Abend bei einem Essen mit den Stiftungsvertretern und Partnern ganz sachlich und freundlich erklärt hatte, dass sie nur trockenen Reis essen und abgekochtes Wasser trinken könne. Sie selbst hatte sich gewünscht, so etwas mit einer solchen Natürlichkeit und Autorität sagen zu können. Sie hatte nicht nur gern mit der alten Dame gearbeitet, sie hatte sie gemocht. Trotzdem hatten sie nie über Privates gesprochen.

Im Büro hatte die alte Dame ebenfalls einiges an der Haltung der Angestellten verändert. Von den schwarzen weiblichen Angestellten war die alte Frau mit vorsichtigem Respekt behandelt worden, auch da niemand wusste, welche Funktion sie eigentlich hatte. Ihr Vorgesetzter hatte die alte Dame eher lapidar vorgestellt, aber diese hatte sich selbst ganz klar für das Frauenprojekt und als Beraterin mit Kompetenzen eingeführt. Das geschah in dem gleichen freundlichen und bestimmten Anweisungston, den die alte Dame immer hatte. Sie hakte nach, sobald etwas nicht passierte und war da hartnäckig. Das war ein ziemlicher Unterschied zum Stil ihres Vorgesetzten, der Dinge immer lieber selbst machte und von dem sie häufig den Eindruck hatte, dass er erstens lieber allein arbeitete und zweitens gern darüber klagte, dass die Angestellten nichts verantwortlich ausführten. Sie selbst hatte in der ersten Zeit, als sie neu im Büro war, immer vorbildlich egalitär sein wollen und im Umgang mit Schwarzen war sie übervorsichtig gewesen, gerade um nicht als Rassistin dazustehen. Aber die Kombination aus dieser Zögerlichkeit und ihrer Jugend hatte bei etlichen bewirkt, dass sie nicht ernst genommen worden war. Nicht von den schwarzen Kollegen und Angestellten, und erst recht nicht von den schwarzen weiblichen. Da alle spürten, dass ihre männlichen deutschen Kollegen ihre Rolle nicht sahen und ihr keinen wirklichen Status einräumten, sah es keiner als notwendig an, sich nach ihren Anweisungen oder Wünschen zu richten. Das hatte sich geändert, seit die alte Dame da war. Deren Souveränität und Durchsetzungsfähigkeit hatten auf sie selbst abgefärbt, sie war härter geworden und erreichte mehr.

Immer wieder sah sie vor sich, wie die alte Dame die rostrote Schachtel, die an den Ecken ganz abgestoßen war, aus ihrer geräumigen Handtasche gezogen hatte. Fast zögerlich, dann aber entschlossen. Sie hatte erklärt, dass dies ein Objekt sei, das sie nicht mehr haben wolle, und ob es an die Hausangestellte weitergegeben werden könne, wenn sie nicht mehr da sei. Sie wolle auf keinen Fall bei der Übergabe dabei sein und sie wolle keinen Dank. Die alte Dame war bewegt gewesen, ihre Sprechweise brüsk. Sie hatte leicht gezittert, und daher war ihr die Schachtel ohne Vorwarnung aus der Hand geglitten. Bewegungslos taub hatte die alte Dame festgefroren dagestanden und nur mit weiten Augen den Absturz der Schachtel verfolgt. Ihr selbst sprang die Perlenkette glühend über die Hände, als sie instinktiv zugriff um aufzufangen. Die Perlen stürzten als lebendiger Wasserfall, verkettete ihre Finger und Hände. Wogen schwer und zogen sie nach unten.

Am letzten Tag hatte die alte Dame sie gebeten, die Perlenkette weiterzugeben. Im ersten Moment war sie eifersüchtig gewesen, warum hatte die andere nicht daran gedacht, dass ihr die Perlen gefallen und sie die Perlen nehmen könne? Sie war so sicher gewesen, dass die alte Dame sie ebenfalls mochte. Aber dann das Angebot an die Hausangestellte, die solche Perlen gar nicht schätzen konnte. Ihre Hausangestellte würde gar nicht verstehen, welchen Wert diese Perlen hatten, vermutlich würde sie nicht auf die Kette achtgeben und sie würde entweder gestohlen oder verloren werden.

Aber sie konnte die Kette nicht einfach heimlich kürzen. Genau so wenig konnte sie die Kette behalten und ihrer Hausangestellten einen kleinen Geldbetrag geben. Ihr war unwohl, wenn sie darüber nachdachte, den Anweisungen der alten Dame, die sie angenommen hatte, entgegenzuhandeln. Sie musste einen Kompromiss finden. Und es ließ sich ja sehr logisch erklären, dass ein Aufteilen der Kette sinnvoll, angebracht und richtig war. Und sie würde den Verschluss weitergeben, er war sehr konservativ und gefiel ihr nicht, der Hausangestellten aber bestimmt. Und er war zu auffällig, daran konnte die Kette sicherlich erkannt werden. Sie konnte nicht einschlafen und geisterte durch ihr Haus.

Durch den Schlafmangel und das dauernde Grübeln war sie bei der Arbeit nur noch unkonzentriert. Sie konnte sich nicht entschließen, wie sie das Problem mit der Perlenkette lösen sollte. Nach vier Tagen bat sie ihre Hausangestellte in die Küche. Vorher hatte sie die Perlenkette aus der Schachtel genommen und in einen weichen dunklen Waschlappen gelegt, in dem sie gelassen und gepolstert ruhten. Im Spiegel hatte sie gesehen, dass sie hektische rote Flecken im Gesicht hatte. Sie sprach zu laut und in einem harschen Tonfall, als sie erklärte, die alte Dame hätte ein Geschenk dagelassen, dass offensichtlich für sie beide bestimmt sei. Es wäre fair zu teilen, jeder hätte dann eine Kette. Sie sprach zu schnell und hörte sich selbst plappern. Sie selbst würde sich einen Verschluss besorgen, sodass die Hausangestellte das Teil mit dem alten Verschluss bekäme. Sie hatte die Kette angehoben und der Hausangestellten gezeigt. Die schien nicht zu verstehen, Verwunderung hatte sich in dem schwarzen Gesicht ausgebreitet, zumindest hatte sie gedacht, es sei Verwunderung. Das Gesicht hatte konzentriert und fragend zu ihr herübergeschaut, ihr war das unangenehm gewesen, sie sah zur Seite. Schließlich hatte die Hausangestellte sich bedankt und ihr Gesicht hatte die Konzentration verloren, sie hätte nicht sagen können, ob die andere sich freute. Sie hatte die Kette wieder verpackt.

An dem Abend hatte sich ihre Anspannung zumindest so gelöst, dass sie schlafen konnte. Am Morgen war sie zu einem Bekannten in den südlichen Teil der Stadt gegangen, nahe an den Halden der Goldgruben. Er war Diamantenschneider und arbeitete auch mit anderen Steinen. Und er war viel günstiger als Juweliere, so dass sie dort immer mehr für ihr Geld bekam. Sie musste ihm nur immer einen genauen Entwurf bringen. Für die Perlenkette hatte sie sich einen antiken Entwurf ausgesucht, eine Schlaufe mit Rubinen und Diamanten. Er hatte Verständnis, dass es für sie dringend war.

III

Das Fenster war beschlagen, dahinter konnte sie im frühen Dunst den Tennisplatz nur schemenhaft erkennen. Sie hatte sich eine Decke unter den Achseln um den Körper gewickelt und ineinandergesteckt, es war noch kühl, auch in der Küche. Erst gegen Mittag würde es heiß sein, und dann würden ihre Füße nicht mehr so weh tun. Wärme half immer. Das heiße Wasser rann ihr über die Hände, als sie das restliche Geschirr vom Abend in die Spüle stapelte. Es fühlte sich in den Handflächen gar nicht so heiß an, auf den Handrücken brannte es richtig. Früher, als sie nicht nur eine Arbeitgeberin hatte, war morgens immer viel dreckiges Geschirr dagewesen, wenn die meisten in der Familie entweder im Wohnzimmer oder auf ihren Zimmern nachts noch etwas gegessen hatten. Jetzt war es so, dass die junge Europäerin oft bis in die Nacht arbeitete und dann ein Tablett mit Essensresten und dem Weinglas hinterließ. Im Herbst wurden ihre Hände immer rissig.

Ihre eine Tochter lag noch im Bett, sie ging nicht zur Schule, hatte keine Arbeit und wohnte bei ihr. Im Township war es für eine Jugendliche nicht sicher, auch nicht, wenn sie in einer Familie lebte. Dort lebten ihre jüngeren drei Kinder bei ihrer Schwester, sie gingen dort zur Schule und wurden versorgt. Jüngere wurden selten Opfer der alltäglichen Gewalt und Rohheit, bei weiblichen Teenagern war das anders. Vor allem, da viele der jungen Mädchen frech und ungezogen waren, sie provozierten vieles auch. An den Wochenenden fuhr sie zu ihnen, aber man erwartete in ihrem Clan immer, dass sie Geld und Essen mitbrachte. Deshalb fuhr sie doch nicht jedes Wochenende hin. Die Minitaxis kosteten, sie musste zweimal umsteigen, um nach Hause zu kommen. Und wenn sie Essen dabei hatte, war die Wahrscheinlichkeit groß, dass sie Bekannte traf, bevor sie zu Hause ankam, und die wollten immer eine Kleinigkeit. Zweimal waren ihr die Lebensmittel einfach weggenommen worden. Auch nach der Unabhängigkeit war die Kriminalität in den Townships unkontrolliert. Es war gut, dass ihre älteste Tochter hier bei ihr war, hier war sie sicherer.

Wenn sie die Stufen zum Esszimmer hinauf lief, spürte sie an diesen nebligen Tagen morgens ihre Hüften, auch das eine Bein zog und schmerzte bis mittags, wenn es warm wurde. Sie sollte zum Arzt gehen, oder zur Heilerin, hatten ihre Bekannten gesagt, die als Hausangestellte im Viertel in anderen Haushalten arbeiteten. Sie wickelte eine Decke mehrfach um die Hüften, das wärmte.

In diesem alten Haus hatte sie immer gelebt, gekocht und gearbeitet. Früher hatte es mehrere schwarze Hausangestellte gegeben, da war sie nur die Köchin gewesen. Die alte Engländerin hatte eine große Familie und viele Freunde gehabt, es waren immer Leute dagewesen. Alle tranken ab nachmittags, einmal war jemand im Rausch im Pool ertrunken. Aber die Kinder der Engländerin waren nacheinander ausgezogen, die meisten waren angeblich nicht einmal in Südafrika geblieben. Freunde aus dem Ausland waren immer seltener gekommen, dann war die alte Engländerin in ein Heim gekommen und jetzt wurde das weiße große Haus mit dem tiefgezogenen Reetdach von dem Sohn vermietet. Die junge Frau war bei irgendeiner dieser internationalen Einrichtungen angestellt, die das neue Südafrika

fördern wollten. Sie zahlte einen guten Lohn, aber sie verdiente wohl auch in Dollar. Der Anwalt der alten Engländerin war dagewesen und hatte von einem höheren Lohn abgeraten, das verderbe die Preise und eine Hausangestellte würde sich später nur schwer an einen niedrigeren Lohn gewöhnen, hatte er erklärt. Der jungen Frau war das Gespräch peinlich gewesen, und immerhin war die junge Frau bei dem höheren Lohn geblieben. Sie hatte ihrem ältesten Sohn mehr Geld geben können und sie hatte versucht, dass ihre Tochter in eine Schule ging, die Büroangestellte ausbildete. Die Schule war nahe der weißen Vorstadt, in der sie arbeitete und nicht sehr schwer zu erreichen. Ihre Tochter musste nur eine halbe Stunde zum Bus laufen, dann eine dreiviertel Stunde von der Bushaltestelle zur Schule. Aber in einer sicheren Umgebung, als Mutter musste sie sich da nicht sorgen. Doch ihre Tochter war nur wenige Wochen in die Schule gegangen, sie hatte nie gelernt, etwas durchzuhalten.

Die alte Frau war als Gast gekommen, und sie hatte ein Essen zusammengestellt, das sie bei der alten Engländerin gelernt hatte. Die junge Europäerin war in Sachen Essen und Einladungen einfach, sie hatte alles gut gefunden und war froh, dass sie nichts selbst planen musste. Im Gegensatz zu der alten Engländerin hatte sie keinen festen Vorstellungen, was genau wie sein musste, daher gab es diesbezüglich keine Anweisungen, etwas neu oder anders zu machen. Das hatte sie schnell bemerkt und es hatte ihr Leben sehr viel angenehmer gemacht. Die junge Europäerin wollte nicht rassistisch sein, daher war sie nicht streng und nicht konsequent. So machte sie Dinge nach ihrer Art oder eben auch gar nicht, und die junge Europäerin machte nichts dagegen. Ihr selbst war es egal, was diese junge Frau wollte und dachte, die noch nicht mal einen Mann hatte.

Dann hatte die alte Frau nur trockenen Reis gegessen und Tee getrunken. Das war oft bei den Besuchern so, am Anfang vertrugen sie Afrika nicht und waren tagelang krank. Aber die junge Frau hatte ihr Kochen gelobt, das tat sie immer. Sie mischte sich auch nicht so viel ein, was wann und wie getan werden sollte, weil sie viel arbeitete und weg war.

Sie hängte das nasse Tuch weg, mit dem sie das Geschirr abgetrocknet hatte, und benutzte die Handcreme, die die junge Europäerin in die Küche legte. Dann setzte sie sich an den Tisch und nahm sich eine Tasse des Tees, den sie bereits gekocht hatte. Und sie nahm Zucker und Sahne hinein. Das hätte sie sich früher nie getraut, sich eine Pause zu gönnen, bevor die Familie gefrühstückt hatte und alles wieder sauber war. Sie legte beide Hände um die Teetasse und spürte, wie die Wärme in ihre Finger zog. Ihre rosa Handinnenflächen wurden von der Hitze rot, ihre dunkle Haut war trotz der Handcreme trocken und hart. Mit den verarbeiteten Fingern hatte sie den Verschluss der Kette nur schwer öffnen und schließen können.

Von dem großen Haus nutzte die junge Europäerin nur eine Hälfte, die andere stand leer. Die alte Dame hatte mit der jungen Frau fast zwei Wochen lang immer wieder abends im Arbeitszimmer oder Wohnzimmer gearbeitet. Die alte Frau trank nach der ersten Woche, als es ihr besserging, gern, aber sie trank keinen Gin wie die alte Engländerin.

Ihr Sohn hatte versucht, in der Stadt eine Arbeit zu bekommen, fand aber höchstens Gelegenheitsjobs. Er kam ab und an vorbei und sie ließ ihn bei sich in dem kleinen Anbau neben der Garage schlafen. Bei der alten Engländerin hätte sie das nie gewagt. Er verstand sich gut mit dem schwarzen Gärtner, auch wenn der ein Migrant aus Zimbabwe war. Der Gärtner war der einzige andere Angestellte, und er wohnte in einer der alten Garagen. Aber er war froh, dass die junge Frau das zuließ. Sie war eine typische Europäerin, die die Behandlung der Schwarzen wiedergutmachen wollte: Daher hatte sie ihm nicht nur erlaubt, in der Garage zu wohnen, sondern hatte sich auch darum gekümmert, dass die Garage renoviert wurde. Gärtner wollten die Weißen immer tageweise als Arbeiter, aber sie wollten nicht, dass die Gärtner auf ihren Grundstücken wohnten. So arbeitet der Gärtner an drei Tagen woanders und verdiente sich Geld dazu, das er nach Hause zu seiner Familie in Zimbabwe schickte.

An dem Abend vor einer Woche hatte die junge Frau abends bei ihr im Anbau geklopft. Sie hatte schon nicht mehr ihren Arbeitskittel an und war schnell wieder hineingeschlüpft. Da waren die schuldbewussten europäischen Arbeitgeber angenehm: Sie hatte vier Arbeitskittel bekommen, alle von einer mittleren Qualität, die sie gut waschen konnte und die gut passten. Für den Herbst hatte sie ebenfalls eine praktische Strickjacke bekommen, etwas, das sie zunächst ablehnte, da sie an ihre Decken gewöhnt war. Aber wenn sie die Strickjacke trug und ihr Decken darüber wickelte, waren auch ihre Arme warm. Sie waren in die Küche des weißen Hauses gegangen. Auf dem Tisch lag eine alte, abgewetzte längliche Schachtel. Die junge Europäerin hatte erklärt, dass die alte weiße Frau ein Geschenk dagelassen habe, ein Geschenk für sie. Sie hatte nicht verstanden, da es keinen Grund gab, dass eine Weiße ihr etwas schenken solle. Aber die junge Frau erklärte weiter, und sie verstand nicht, was sie meinte. Vielleicht wäre es einfacher gewesen, wenn sie Afrikaans gesprochen hätte. Aber sie sprach nur Englisch. Die junge Frau hatte die Schachtel gegriffen, vorsichtig und liebevoll. Sie hatte sie geschmeidig geöffnet und die Perlenkette hatte im Licht der Küchenlampe geschimmert. Es war eine Menge Perlen, die sich wie eine Schlange aus der Schachtel rollten, als die junge Frau sie mit ihren gepflegten schmalen Händen sanft hochnahm. Sie hatte gedacht, die junge Europäerin wolle ihr die Kette zeigen, aber dann verstand sie, dass sie eine halbe Kette bekommen solle. Die alte weiße Frau habe die Kette weitergeben wollen. Sie war verwundert gewesen, erstaunt, was diese weißen Europäerinnen wohl dachten. Als sie die junge Europäerin mit ihren blassen Augen genau ansah, blickte die zur Seite und wirkte unwirsch. Die Kette sei für die weiße alte Frau wichtig gewesen, und sie habe sie teilen wollen. Sie selbst war sich nicht sicher, ob sie etwas von einer weißen Frau wollte und mit einer anderen weißen Frau teilen wollte. Aber die junge Europäerin erwartete, dass sie sich freute, und daher nickte sie und bedankte sich. Da hatte die Jüngere die Perlenkette wieder genauso behutsam in die Schachtel gepackt wie sie sie herausgenommen hatte.

Tage später hatte die junge Europäerin sie wieder in die Küche gerufen. Auf dem Tisch lag auf einem flauschigen blauen Waschlappen die Perlenkette. Sie leuchtete matt weiß im seitlichen Licht, das durch das Küchenfenster fiel. Der Verschluss

glänzte wie ein Stern aus hellen durchsichtigen Steinen, die vielleicht Diamanten waren, und blauen größeren Steinen. Die junge Europäerin hatte ihr die Kette in die Hand gegeben, und einen Moment lang hatte sie gedacht, die junge Frau ließe die Kette nicht los und nehme sie wieder an sich. Nachdem sie in der Küche wieder alleine war, hatte sie die Kette in der Küche in einer Mehldose versteckt. Sie wollte die Kette eigentlich nicht, und sie wollte nicht, dass ihre Tochter sie sah. Am nächsten Tag, als niemand da war, hatte sie die Kette vor dem Spiegel in einem der Badezimmer ausgepackt und lange auf diese kalten, weißen runden und abgerundeten Kugeln gestarrt. In ihrem Volk trugen die Frauen Ketten aus Amberperlen, wer es sich leisten konnte, hatte auch goldene, mit feinen Mustern verzierte Perlen dazu. Den Verschluss konnte sie zuerst nicht öffnen, aber die Kette war so lang, dass sie über ihren Kopf passte. Ein weißes hartes Band lag um ihren Hals und glitt unter den Kragen ihres Arbeitskittels. Züngelte in ihren Ausschnitt und verschwand. Kalt waren die Perlen, aber sie spürte sofort, dass sie sich erwärmten, sie saugten ihr Wärme aus der Haut. Erschrocken und neugierig sah sie auf ihr Spiegelbild. Die Perlen sah man nur oben am Hals, sie hoben sich leuchtend von der schwarzen Haut ab. Sie wunderte sich, was weiße Frauen an diesen Perlen fanden, die auf einer weißen Haut verblassten und nicht auffielen. Sie zog an der Kette, bis der Verschluss an der Seite sichtbar war.

Am Abend hatte sie die Perlenkette fest in den Waschlappen und ein Tuch verpackt und in eine alte Tragetasche gewickelt. Das Paket hatte sie in die Gartenmauer gesteckt, in einen Hohlraum hinter einen Stein, wo sie auch das Bargeld sammelte und versteckte, dass sie für ihre Besuche zu Hause sparte.

Epilog I

Die alte Frau wunderte sich, dass die junge Frau sie nie mehr kontaktierte. Sie hätte gern von ihr gehört, wie das Projekt weitergelaufen war und es hätte sie ehrlich interessiert, ob die entschlossene junge Frau beruflich weitergekommen war. Aber sie wollte nicht von sich aus fragen, da sie zur alten Generation gehörte und die Jungen nicht belästigen wollte. Dabei hatte sie wirklich gedacht, dass sie und die junge Frau sowohl ein gemeinsames Interesse als auch eine Sympathie verbunden hätte.

Die alte Frau selbst dachte verschiedentlich an die letzte Reise nach Südafrika und daran, dass sie die Perlen hatte verbannen können. Sie versuchte sich zu überzeugen, dass es ihr nun bessergehe. Dennoch konnte sie sich nicht zu neuen Dingen aufraffen, ihr fehlte die Begeisterung für etwas Neues und sie fühlte sich abgestumpft. Nicht einmal die Meldung über seine Frau, die erneut geheiratet hatte, dieses Mal sehr prominent in den sogenannten besten Kreisen, hatte sie interessiert oder irgendwie berührt. Sie hatte bald nach ihrer Rückkehr aus Südafrika eine Therapie angefangen, trank aber immer noch zu viel.

Epilog II

Die junge Frau trug die Perlenkette erst wenig, dann bald gar nicht mehr. Sie dachte zu oft an die unglückliche alte Dame, bei der sie sich nie mehr gemeldet hatte, obwohl sie das fest vorgehabt hatte. Und sie war immer öfter innerlich ungeduldig mit ihrer schwarzen Hausangestellten, wofür sie sich schämte. Sie hatte damals wenige Wochen, nachdem die alte Dame Südafrika verlassen hatte, beschlossen umzuziehen. Das Haus, in dem die eine Hälfte leer stand, war ihr schon immer zu groß gewesen, sagte sie sich. Sie fand es nicht mehr so unfair, dass die Hausangestellten im Haus verblieben und hoffen mussten, dass sie vom nächsten Mieter übernommen wurden. An einem Herbsttag, an dem sie am späten Nachmittag nach Hause gekommen war und die Perlen herausgenommen hatte und tatsächlich trug, riss die Perlenkette, als sie auf der Terrasse ihres neuen Townhouses stand und auf den Sonnenuntergang wartete, ein Weinglas in der Hand. Die weißen glänzenden Perlen sprangen flüsternd über die Steinplatten über ihre Füße, verschwanden in der Regenrinne, in den Ritzen oder blieben bebend in den leichten Unebenheiten der Steinplatte liegen. Tarnten sich sekundenschnell in der Dämmerung, die in schattigen Schichten über das Dach fiel. Sie atmete auf und hatte den Impuls, einfach nach drinnen zu gehen und die Tür zu schließen. Doch dann sammelten ihre Finger die Perlen, tasteten eigenmächtig in den Ritzen und in der Regenrinne, fanden die runden widerspenstigen und zischenden Kugeln, eine nach der anderen.

Der Juwelier fragte sie bei der Abholung, warum ein so hochwertiger, gut gearbeiteter Verschluss für eine Perlenkette genutzt wurde, die eine billige Imitation war.

Epilog III

Die Hausangestellte wohnte weiter in dem Anbau des alten Hauses der alten Engländerin, von der sie nicht wusste, ob sie überhaupt noch lebte. Der Sohn hatte das Haus wieder vermietet, nachdem die junge Europäerin ausgezogen war. In den letzten Wochen ihres Aufenthalts war sie eigenartig gewesen, abgespannt und kurz angebunden. Zum Glück konnte sie bisher immer bleiben, der neue Mieter war Engländer und hatte sie übernommen. Sie konnte weiter kochen, denn der neue Mieter hatte eine kranke Frau, die eine andere schwarze Angestellte als Unterhaltung und Bedienung mitgebracht hatte. Außerdem war die Schwester der Frau in die andere Hälfte des Hauses eingezogen. Der Gärtner hatte gehen müssen, damit eine weitere Unterbringung für die andere Angestellte da war. Er kam jetzt nur noch tageweise und hatte ihr erzählt, dass er bei einem Bekannten im Viertel in einem Schuppen untergekommen war. Die halbe Perlenkette blieb an ihrem Platz in der Gartenmauer hinter dem herausnehmbaren Stein.

Bei der Hochzeit ihrer Tochter hatte die Hausangestellte die Perlenkette ihrer Tochter schenken wollen. Sie hatte sie aus der Mauer geholt, und als sie allein war, hatte sie in der Küche des weißen Hauses die Verpackungen abgeschält, bis die Perlen sich gemächlich vor ihr auf dem Tisch ringelten und ein leises, hartes Geräusch dabei machten. Sie hatte einen Schauer gespürt und gewusst, dass weder sie noch ihre Tochter diese fremden weißen Kugeln je tragen würden. Stattdessen hatte sie Essen für die Hochzeit gekocht und ihren Sohn gebeten, einen sicheren Transport zu organisieren. Der Gärtner hatte ihr noch Geld geliehen, damit sie

genügend Zutaten kaufen konnte, und von ihren Bekannten hatte sie große Töpfe und Behältnisse bekommen. Es war eine gute Hochzeit gewesen, aber ihre Tochter lebte jetzt im Township bei ihrem Mann. Die Hausangestellte hoffte, dass bald eine ihrer jüngeren Töchter so alt war, dass es sicherer war, wenn diese zu ihr kam und mit ihr lebte. Sie könnte auch etwas Hilfe gebrauchen, da ihre Hüften nun den ganzen Winter lang morgens und abends schmerzten.

Die Perlenkette lauerte in ihrem Winterschlaf in der Gartenmauer.